

Ausstellung Johannes Ludescher

ORF Landesstudio Vorarlberg, 25.2.1997

Walter Fink

Es ist wirklich erstaunlich, was Johannes Ludescher da in den Raum und an die Wände zaubert. Steine, enthoben ihres Gewichts und damit ihrer Trägheit, schweben frei, setzen ihre nur scheinbare Natürlichkeit der Strenge des architektonischen Raumes entgegen, verändern damit nicht nur den Raum, sondern auch ihr eigenes, gewohntes Erscheinungsbild, bringen somit auch unsere eingefahrenen Betrachtungsmuster ins Wanken. Sie lassen uns also - und das ist der Punkt - die Dinge neu sehen, neu definieren, neu einordnen. Die Lüge, wenn man es mit Pablo Picasso formulieren darf, ist notwendig, um die Wahrheit zu erkennen. Und das ist eine der wesentlichen Aufgaben von Kunst.

Die Steine, die keine sind - sie sind die Lüge. Und sie sind auch die Wahrheit. Denn Ausgangspunkt ist ja der tatsächlich existierende Stein. Johannes Ludescher erfindet keine Steine, keine Zeichnungen und keine Einschlüsse auf ihnen, er bildet sie ab. Vergrößert sie möglicherweise in einem bestimmten Maßstab, oder er läßt sie gleich, bringt sie in Originalgröße. Er schafft eine Duplizität eines singulären Ereignisses, denn jeden Stein gibt es in seiner Art nur ein Mal auf der Welt; es gibt keinen, der dem anderen gleich ist. Johannes Ludescher setzt damit ein Naturgesetz außer Kraft. Er bedient sich der Lüge, um die Wahrheit erkennen zu lassen. Denn wie lange ist es her, daß wir uns einen Stein so angesehen haben, wie diese Steine, die uns Johannes Ludescher hier präsentiert. Er hätte auch die Originale zeigen können; bei flüchtigem Betrachten hätten wir keinen Unterschied gesehen; auch kaum bei näherem Betrachten. Aber dann - und das ist doch das Erstaunliche - hätten wir uns die Steine nicht angesehen. Wir hätten konstatiert: Ein Stein. Na und; was soll's. Wir haben verlernt, uns der uns umgebenden Schönheit, wenn man's etwas pathetischer will, der uns umgebenden Wunder bewußt zu sein. Eine Geschichte fällt mir dazu ein, eine kurze Stelle aus „Alexis Sorbas“, der wunderbaren Erzählung von Nikos Kazantzakis. Sorbas läuft mit seinem Chef auf einem Feldweg, da kommt ihnen ein Esel entgegen. Sorbas hält an, gibt dem Chef einen Stoß, deutet auf den Esel. „Schau“, sagt er, „ein Esel“. Der Chef wundert sich, er weiß nicht, was Sorbas meint. „Was soll ich sehen“, fragt er, „einen Esel?“. Sorbas braust auf, verärgert über die mangelnde Sensibilität. „Ist es nicht ein Wunder, daß es so etwas wie einen Esel gibt?“ Das ist es: Wir haben verlernt, uns ob der Dinge zu wundern. Das gilt für den Esel ebenso wie für den Stein.

Wie gesagt: Wann haben wir einen Stein das letzte Mal wirklich betrachtet, wann haben wir uns die Zeit genommen, die Struktur, die Maserung, die Zeichnung eines Steines auf uns einwirken, in uns eindringen zu lassen. Wann haben wir uns, um mit Sorbas zu sprechen, darüber gewundert, daß es so etwas - so etwas Schönes, so etwas Faszinierendes nämlich - daß es also so etwas gibt. Bei den meisten von uns wird es schon sehr lange her sein - wenn es denn überhaupt einmal war. Johannes Ludescher zwingt uns, das zu tun. Über die Lüge der Kunst bringt er uns die Erkenntnis der Wahrheit.

In seinen „Reflexionen aus dem beschädigten Leben“, den „Minima Moralia“, hat der deutsche Philosoph Theodor W. Adorno einen ähnlichen Gedanken aufgegriffen. „Kunst ist“, so schreibt Adorno, „Kunst ist Magie, befreit von der Lüge, Wahrheit zu sein.“ Auch hier: Die Kunst, die Lüge, die Wahrheit - ergänzt um die Magie. Und auch dieser Satz trifft genau das, was Johannes Ludescher uns hier zeigt. Seine Steine haben - in ihrer Schwerelosigkeit, in ihrem Herausgenommen-Sein aus der gewohnten Umgebung, in ihrem, wenn man so will, neuen Aggregatzustand - sie haben etwas, das der Magie nahekommt. Sie geben nicht vor, wahr zu sein, sind damit „befreit von der Lüge, Wahrheit zu sein“ - und bringen uns somit genau der Wahrheit nahe.

Es ist das keine neue Entwicklung in der Arbeit von Johannes Ludescher. Schon seit vielen Jahren macht er uns auf die kleinen Dinge, die in ihrer Summe die Welt bedeuten, aufmerksam. Es sei nur an seine Bilder, an seine Wiesenausschnitte erinnert, die vor Jahren sein Schaffen bestimmt haben. Auch damals war es die konsequente Betrachtung des Mikrokosmos, die immer wiederkehrende Aufarbeitung des immer gleichen Themas, die so beeindruckt hat. Diese Bilder haben mich damals an einen Satz aus dem 103. Psalm erinnert, in dem es heißt: „Des Menschen Tage gleichen dem Gras, er blüht wie die Blume des Feldes. Ein Hauch des Windes, schon ist sie dahin; und der Ort, wo sie stand, er hat sie vergessen.“ Was für das Gras gilt, gilt auch für die Steine, gilt auch für das Geröll, wie Johannes Ludescher diese Steine nennt. Der Ort, wo sie lagen, er hat sie wohl auch schon vergessen. Alle Steine hier, genauer: alle ihre natürlichen Abbilder, kommen aus Zwischenwasser. Zwei der großen Steine hängen üblicherweise im Frödisch-Saal in Muntix. Johannes Ludescher hat sie dem Aushub entnommen, ins Zehnfache vergrößert, sie im Saal, über ihrem ehemaligen, vielleicht jahrtausendealten Liegeplatz festgemacht. Und damit auch die Erinnerung an den Platz. Der Ort, an dem sie lagen, er mag sie also vergessen haben. Aber sie - umgekehrt - erinnern an den Ort, erinnern daran, was hier einmal war, bevor der Mensch den Zugriff tat und Veränderung schuf. Die Steine des Johannes Ludescher führen damit also nicht nur zur Wahrheit, sie schaffen auch Erinnerung. Erinnerung an jene Orte, die einst die ihren waren. Sei es das Feld, auf dem heute ein Saal steht, sei es der Bach, in dem sie gelegen haben. Und das ist auch eine Form der Magie.

Wenn es richtig ist, was Friedrich Hölderlin gesagt hat, daß nämlich Kunst der Übergang aus der Natur zur Bildung und aus der Bildung zur Natur sei, dann präsentiert uns Johannes Ludescher lupenreine Kunst. Die Frage ist, ob er erreicht, daß wir über seine Kunst wieder die Natur sehen, anders gefragt, ob unsere Bildung ausreichend ist, um über sie, aus der Natur kommen, wieder zur Natur zu finden. Wenn uns Johannes Ludescher auf diesem Weg auch nur ein Stück weiterbringt, dann, so meine ich, hat er viel erreicht. Ich würde es ihm für seine Arbeit, ich würde es uns für unser Leben wünschen.